

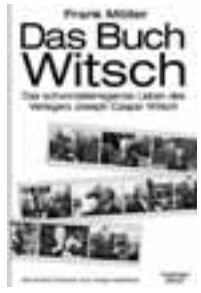
Identifikation eines Ehrgeizigen

Exemplarische Aufstiegsgeschichte und großes Gesellschaftspanorama aus den frühen Jahren der Bonner Republik: Frank Möllers Biografie erzählt das abenteuerliche Leben des Verlegers Joseph Caspar Witsch

VON LOTHAR MÜLLER

Im Jahr 1951 erschien im Verlag Kiepenheuer & Witsch in Köln das Buch „Berliner Kreml“. Als Autor firmierte Gregory Klimow, verfasst hatte es unter diesem Pseudonym Ralph Werner, der nach dem Krieg Mitarbeiter von Marschall Georgi Konstantinowitsch Schukow gewesen war, dem Oberkommandierenden der Sowjetischen Besatzungsgruppen mit Sitz in Berlin-Karlshorst.

Der Insider-Bericht aus der sowjetischen Militäradministration – er erreichte bis 1953 das 91.-130. Tausend der Gesamtauflage – erschien als Leinwandausgabe mit Schutzumschlag, auf dem die Quadriga des Brandenburger Tores durch einen roten Stern ersetzt war, als Kleinformat in der Reihe „Rote Weissbücher“, um in der Westentasche weit herumzukommen, auch über die innerdeutsche Grenze hinaus, und als Billigdruck, dessen 40 000 Exemplare anlässlich der im August 1951 in Ost-Berlin stattfindenden Weltfestspiele der Jugend und Studenten im Westteil der Stadt verteilt wurden.



Frank Möller: Das Buch Witsch. Eine Biografie. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2014. 784 Seiten, 29,99 Euro, E-Book 26,99 Euro.

Der Regierende Bürgermeister, Ernst Reuter, hatte mit Blick auf die Versorgungsengpässe in der DDR Suppenküchen eingerichtet. Aber nicht nur deshalb kamen Festspielteilnehmer und Mitglieder der DDR-Jugendorganisationen nach Westberlin, sondern auch, weil der damalige FDJ-Vorsitzende Erich Honecker Aktivisten dorthin geschickt hatte, um dort propagandistisch tätig zu werden.

Auf Schritt und Tritt führen in dieser Biografie über den Verleger Joseph Caspar Witsch die Buchgeschichten mitten hinein in die deutsche Zeitgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts. Und wie später seine Bücher bis in die Details ihrer Formate und Finanzierung sind das Leben und die geistige wie die berufliche Existenz des Joseph Caspar Witsch bis in die Kapillaren hinein vom „Zeitalter der Extreme“ geprägt. Mit dieser Biografie tritt er aus dem Bereich der buch- und verlagswissenschaftlichen Spezialstudien heraus und wird für das allgemeine Publikum greifbar.

Es sagt viel über Witsch aus, dass sein Vorbild Julien Sorel war, der Held aller Karrieristen

Bisher war er das Appendix hinter dem Geschäfts- & im Verlagsnamen „Kiepenheuer & Witsch“. Dessen erster Teil führt zurück in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, als Gustav Kiepenheuer in Weimar seinen Verlag gründet, dessen erstes Buch im Frühjahr 1910 erschien, der 1918 nach Potsdam umzog und zu einem der prägenden Verleger der Weimarer Republik wurde, als er Ernst Toller und Georg Kaiser verlegte, 1924 die Anthologie „Junge deutsche Erzähler“ herausbrachte und 1925 den Almanach „Europa“, in dem die literarische und künstlerische Moderne sich ineinander spiegelten.

Joseph Caspar Witsch wurde am 17. Juli 1906 in Köln geboren, er gehörte demselben Jahrgang an wie Wolfgang Koeppen, René König, Hannah Arendt und Herbert Wehner. Aus bildungsbürgerlichen Verhältnissen kam er nicht, sein Vater war Dachdeckermeister und Inhaber eines Baugehäuses. Der Vater fiel 1915 in Frankreich, die Firma ging bald darauf in Konkurs, der Sohn verließ im Jahr 1921 das Internat in Süddeutschland, das er dank eines Stipendiums besuchte, um eine Lehre in der Verwaltung der Stadt Köln zu machen. Er hatte ein Berufsziel, das er Anfang der Dreißigerjahre erreichte: Volksbibliothekar.



In Hagen in Westfalen startete Witsch sein Verlagsprojekt. Die ersten Buchumschläge entwarf der dort lebende Maler Emil Schumacher (hier: Julien Greens „Leviathan“). Kurt Zentners zweibändige Text-Bild-Collage „Aufstieg aus dem Nichts. Deutschland von 1945 bis 1953“ war mehr als nur eine Feier des Marshall-Plans.

FOTO: KIEPENEHEUER & WITSCH

Verleger wurde Joseph Caspar Witsch erst nach dem Zweiten Weltkrieg, mit über vierzig Jahren. Für seinen Biografen Frank Möller, Historiker, Germanist und Medienwissenschaftler und zwei Jahre lang Redakteur der taz, wird er nicht erst damit interessant. Er erzählt die Herkunftsgeschichte, die Bildungs- und Berufsgeschichte des Volksbibliothekars in Weimarer Republik und Nationalsozialismus breit und ausführlich. Zu Recht. Denn erst so wird die breite Amplitude dieses Lebens zwischen Sozialismus und rabiatem Antikommunismus, Anpassung und Eigensinn, Büchermachen und Politikmachen deutlich.

Manchmal wirkt es arg ausschweifend, wenn der Biograf die Prägung des jungen Witsch durch den katholischen Zweig der

Jugendbewegung durch einen Exkurs zur Jugendbewegung überhaupt anreichert, und arg detailverliebt, wenn er alle Reibereien und finanziellen Streitereien in der aufsteigenden Karriere des jungen Volksbibliothekars verfolgt. Aber ein Detail möchte man nicht missen: die frühe Identifikation des Joseph Caspar Witsch mit Julien Sorel, dem Helden in Stendhals Roman „Rot und Schwarz“. Es ist die Identifikation eines Ehrgeizigen mit einem Ehrgeizigen, der auszieht, um in die oberen Kreise aufzusteigen, in sie zu erobern. Eleganz und Geschmack sind dabei nicht nur ästhetische Kategorien, sie sind Instrumente der Selbstbehauptung, des Aufstiegs und des Erwerbs von sozialem Kapital.

Wie sein Bruder, der am Beginn des Nationalsozialismus verhaftet wurde, war der junge Witsch ein Sympathisant der SAP, der Partei Willy Brandts, seine Schrift, „Berufs- und Lebenschicksale weiblicher Angestellter in der schönen Literatur“ (1932) wurde 1933 verbrannt, und er hatte zeitweilig Karrierechancen zu befürchten, aber er gelangte im Nationalsozialismus über ein Zwischenspiel in der Stralsunder Volksbibliothek in eine kulturpolitische Schlüsselposition: 1936 wurde er Direktor der Ernst-Abbe-Bücherei in Jena und zugleich Leiter der Landesstelle für das Büchereisen in Thüringen.

Hier hat dieses Leben einen ersten Höhepunkt, das dem Biografen Rätsel aufgibt, die er nicht alle lösen kann. In Jena lebt damals die mehr als eine Generation ältere Schriftstellerin Ricarda Huch, wahrlich keine Sympathisantin der Nationalsozialisten, sie schenkt den Töchtern von Witsch Käthe-Kruse-Puppen. Eine Beziehung beginnt, die nach dem Krieg zur Ricarda-Huch-Gesamtausgabe des Verlegers führen wird. Aber die Karriere des Joseph Caspar Witsch beruht nicht nur darauf, dass er seine in der Republik erworbenen Fähigkeiten als Modernisierer der Volksbibliotheken in sein neues Amt einbringt. Sie beruht auch darauf, dass er in Vorworten, Reden und Broschüren die Sprache des Nationalsozialismus spricht, bis weit in die Kriegsjahre hinein – zur „Tarnung“, wie er nach dem Krieg sagen wird.

Im Lavieren zwischen „Tarnung“ und „Anpassung“ war Witsch ein Meister

In einer Fülle von Dokumenten, auch solchen, die aus dem unmittelbaren Familienumkreis stammen, bringt Frank Möller dieses Lavieren zwischen „Tarnung“ und „Anpassung“ zur Darstellung – und lässt keinen Zweifel daran, dass bei Witsch nach 1945 die – an vielen Stellen berechnete – Selbstapologie die Energien kritischer Selbstreflexion nachhaltig blockierte.

Ein Mann von gut vierzig Jahren, der es zu einer wichtigen Position im NS-Staat gebracht hat und an der Front in Italien gewesen ist, macht nach Kriegsende 1945 in Thüringen die Bekanntheit des Verlegers Gustav Kiepenheuer. Kiepenheuer erhielt zwar 1947 eine neuerliche Verlagslizenz von den sowjetischen Behörden, sah aber angesichts der politischen und ökonomischen Lage Schwierigkeiten voraus und fand in Witsch einen Partner, mit dem er im Februar 1948 einen Vertrag für einen neuen Verlag Gustav Kiepenheuer schloss. Kiepenheuer starb aber schon im April 1949, da war Witsch schon gut ein Jahr in den Westen geflüchtet, als ihm die Verhaftung wegen seiner kompromittierenden Artikel aus der NS-Zeit drohte.

Ein Dichtertum ist nun für den Biografen und seine Leser zu durchqueren: die Auseinandersetzung zwischen Witsch und der Witwe Kiepenheuers, Noa Kiepenheuer. Witsch baute, zunächst in Hagen in Westfalen, dann in Köln, den Kiepenheuer Verlag neu auf, Noa Kiepenheuer führte ihn in Weimar fort. In die Auseinandersetzung ging der mit der Gründung der Bundesrepublik und der DDR einsetzende Kalte Krieg als Hintergrundvoraussetzung ein. Die Trennung der beiden Standorte des Verlags erfolgte 1951. Es gab fortan zwei verschiedene Verlage mit zwei verschiedenen Namen, die aber ein Element gemeinsam hatten: Kiepenheuer in Weimar und Kiepenheuer & Witsch in Köln.

Die Neugründung unter Beibehaltung des alten Verlagsnamens mit seinem gutem Klang war ein – trickreich und mit harten Bandagen erkämpfter – Erfolg für Joseph Caspar Witsch. Nach der Zwangsvereinigung von KPD und SPD war er zeitweilig SED-Mitglied gewesen, führte aber bei seinem Zwischenspiel in Hagen 1948 als Spitzenkandidat einen Kommunalwahlkampf gegen die Kommunisten. Die politische Linie auch des Verlegers Joseph Caspar Witsch war von da an eindeutig.

Und „Das Buch Witsch“ – sein Autor ist nicht von ungefähr eher Zeit- als Literaturhistoriker – wird nun zur „Akte Witsch“, zu einer dichten Chronik des Netzes, in das Joseph Caspar Witsch sich selbst als Per-

son wie seinen Verlag seit Beginn der Fünfzigerjahre integrierte: das – erheblich von der CIA finanzierte – Netz des kulturellen Antikommunismus um Melvin Lasky und die Zeitschrift *Der Monat*, um den „Kongress für kulturelle Freiheit“ und die Vielzahl seiner Nachbarorganisationen. Das Radio, die Podiumsdiskussionen, die Kooperation zwischen den Medien beginnt nun eine Hauptrolle zu spielen, Koffer werden leer über Tische geschoben und kehren gefüllt mit amerikanischem Geld zurück, im Verlagsprogramm nehmen die Lebensgeschichten von Renegaten, die dem Kommunismus abgeschworen haben, eine Schlüsselrolle ein: der Sammelband „Ein Gott, der keiner war“ (1952) mit Beiträgen von Arthur Koestler, Ignazio Silone, Richard Wright, André Gide, Louis Fischer und Stephen Spender macht in der Reihe „Rote Weissbücher“ Furore.

Neben Joe Heydecker und Johannes Leebis „Der Nürnberger Prozess“ (1958) und Erich Maria Remarques Roman „Der Funke Leben“ (1952) erscheinen die Memoiren des Generals Frido von Senger und



Diese Fotografie von Joseph Caspar Witsch aus den Zwanzigerjahren stammt von August Sander. Unten: Das frühe Verlagslogo des Gustav-Kiepenheuer-Verlags.

FOTOS: KIEPENEHEUER & WITSCH VERLAG

Etterlin „Krieg in Europa“ (1952). Im gleichzeitigen propagandistischen Feldzug gegen die nationalsozialistisch-revisionistischen Schriften und gegen den Kommunismus wird der Verlag Kiepenheuer & Witsch zu einem Aufsteiger unter den deutschen Nachkriegsverlagen.

Die Biografie Frank Möllers erzählt das als exemplarische Geschichte aus der Bonner Republik der frühen Jahre, mit einem großen Panorama von Figuren, bis zum Tod von Witsch im Jahre 1967. Viele Dokumente, die Möller gerade noch kopiert hat, sind beim Einsturz des Kölner Stadtarchivs 2009 wohl verschwunden. Das rechtfertigt ausführliche Zitate. Bedauerlich ist die gelegentliche Abwertung von Vorarbeiten, etwa von Birgit Boges Buch „Die Anfänge von Kiepenheuer & Witsch (1948-1959)“. Bedauerlich auch, dass das im engeren Sinne literarische Verlagsprogramm mit Heinrich Böll und viel internationalem Import erst in einem zweiten Band ausführlich gewürdigt werden soll.



Das Schweigen brechen

Eine Marathonlesung in Tel Aviv mahnt Israel zum Frieden

Auf der kleinen schwarzen Bühne unter offenem Himmel vor dem Tel Aviver Staatstheater wechseln die Rezitatoren fast im Minutentakt, jeder steht da mit einem weißen Zettel in der Hand, jeder mit einer ebenso wahren wie bedrückenden Geschichte von Gewalt, von Demütigung, von Tod. Zehn Stunden geht das so, vom frühen Freitagmorgen an. Gelesen werden die Zeugenaussagen israelischer Soldaten über ihre Erlebnisse in den besetzten palästinensischen Gebieten. Und für alle, die das schon längst nicht mehr hören wollen, die entweder abgestumpft sind oder chronisch aufgeheizt, ruft A. B. Yehoshua mit lauter Stimme ins Mikrofon: „Wir alle sollen ihnen zuhören, Tauben wie Falken, im Vertrauen darauf, dass Frieden und Abstand Ziele sind, die wir alle teilen.“

Yehoshua, der mit 77 Jahren zu den großen alten Männern der israelischen Literatur zählt, ist nur einer von vielen Prominenten aus Kultur, Wissenschaft und Politik, die mit dieser zehnstündigen Lesung den zehnten Jahrestag der Gründung von „Breaking the Silence“ markieren. Jene von ehemaligen israelischen Soldaten gegründete Organisation bricht hartnäckig das allzu bequeme Schweigen darüber, was die israelischen Truppen als Besatzer der palästinensischen Bevölkerung antun – an den Checkpoints oder bei nächtlichen Hausdurchsuchungen, bei der Niederschlagung von Protesten oder der Durchsetzung von Ausgangssperren. Und aufgedeckt wird darüber, so Yehoshua eindringlich, „nicht um die israelische Armee zu schwächen, sondern sie zu stärken“.

In ihren Zeugenaussagen berichten Soldaten von Vorfällen in den besetzten Gebieten

Als einziger nimmt er sich die Freiheit heraus, statt der Zeugenaussage eines Soldaten eine eigene „Reflexion“ vorzulesen über das, was die seit dem Sechstagekrieg von 1967 andauernde militärische Kontrolle über die Palästinenser auch mit der israelischen Gesellschaft anstellt, in die sich das Unrecht wie ein Krebsgeschwür hineinfrisst. Schließlich muss jeder junge Israeli den Militärdienst ableisten, die Männer drei, die Frauen zwei Jahre – und jeder bringt seine Erlebnisse mit nach Hause. Yehoshua selbst hat noch in den Fünfzigerjahren gedient und auf dem Sinai gekämpft. „Das war eine andere Armee“, sagt er nach seinem Auftritt, „wir haben damals Krieg gemacht, und sie machen Besatzung.“ Wer das als Soldat hinterfrage und mit einer Zeugenaussage bei „Breaking the Silence“ anprangere, der verdiene „Dank und Respekt“.

In der Praxis allerdings sieht das oft anders aus, und niemand weiß das besser als Jehuda Schaul, der die Organisation zusammen mit ein paar Kameraden unmittelbar nach seinem eigenen Militärdienst gegründet hat. Bis hoch zur Regierung in Jerusalem reicht die Riege derer, die bei „Breaking the Silence“ sofort „Verräter“ rufen. „Aber wir wollen ja auch keine Helden sein“, sagt Schaul, „wir wollen nur die Besatzung beenden.“ Dafür sei es wichtig, der israelischen Öffentlichkeit zu zeigen, was in ihrem Namen passiert. „Denn viele Israelis haben gar keine Ahnung davon“, sagt er, „und deshalb bringen wir heute Hebron nach Tel Aviv.“

Die Freitags-Flaneure werden eingefangen, die eigentlich nur in einem der umliegenden Cafés einen Drink nehmen wollten und dann plötzlich Shaan Street auf der Bühne sehen, den Frontmann der populären Hip-Hop-Band Hadag Nachash. Er liest die Aussage eines Soldaten aus dem Jahre 2002 vor. „Ganz alltägliche Vorfälle“, sagt er, „es geht um Schläge und um Schüsse in die Luft.“ Oder sie bleiben stehen bei Zehava Gal-On, der Chefin der linken Meretz-Partei, die die Lesung als „Protest gegen die Regierung Netanjahu“ versteht, „die keinen Frieden will.“

Fast tausend Soldaten haben den Verräter-Rufen zum Trotz mittlerweile Zeugnis abgelegt bei „Breaking the Silence“. 350 dieser Berichte werden auszugsweise am Freitag bis zum Abend verlesen. „Wir könnten hier auch hunderte Stunden stehen“, sagt Jehuda Schaul. Doch stolz ist er darauf ganz bestimmt nicht. PETER MÜNCH

NACHRICHTEN

Shooting-Star **Lupita Nyong'o** und Brad Pitt machen sich nach ihrem Oscar-Erfolg „12 Years A Slave“ erneut an ein gemeinsames Projekt. Die Kenianerin soll in der Verfilmung des Erfolgsromans „Americanah“ von Chimamanda Ngozi Adichie über Liebe, Migration und Rassismus (siehe SZ vom Mittwoch) die Hauptrolle spielen und wird den Film auch produzieren. Brad Pitts Firma Plan B sicherte sich nach Informationen von *Hollywood Reporter* und *Variety* die Rechte an der Verfilmung. **DPA**

Der Konstanzer Historiker **Jürgen Osterhammel** erhält den Sigmund-Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa 2014, für sein Gesamtwerk. Der Johann-Heinrich-Merck-Preis für literarische Kritik und Essay geht an die Berliner Publizistin **Carolin Emcke** für ihre Reportagen, teilte die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung am Freitag in Darmstadt mit. Beide Preise sind mit 20 000 Euro dotiert und werden von der Akademie zusammen mit dem Georg-Büchner-Preis am 25. Oktober im Staatstheater Darmstadt verliehen. **EPD**

Aus Blei wird Blut

Das Berliner Poesiefestival eröffnet mit einer „Nacht der Poesie“ und einem ebenso wortverschwendischen wie politischen Weltklang

Seine Art zu dichten ist immer wieder mit Atemholen verglichen worden. Dichten ist atmen: Wie sehr das stimmt, bewies Paulus Böhmer mit seinem Auftritt bei „Weltklang“, der „Nacht der Poesie“ in der Berliner Akademie der Künste. Böhmer, ein durchaus schwergewichtiger Mann, musste, auf dem Podium angekommen, erst einmal kräftig durchatmen, bevor er die ersten Sätze hervorrief, fast wie ein Läufer, der gleich hinterm Ziel in ein Mikrofon sprechen muss. Seine Stimme ist tief und grollend als schleppte sie jede Menge Geröll mit sich, die Worte kommen tastend und ein wenig unsicher, aus Bob Dylan macht er Bob Dillon, aus Blei wird Blut, aber das stört nicht, denn seine Text sind stark genug und geraten beim Vortrag so wieso in Fluss. So wie in dem autobiografisch grundierten Epos „Zum Wasser will / alles / Wasser will weg“.

Böhmer lässt in seinen an der amerikanischen Beat-Poetry orientierten Großgedichten eine ganze Welt entstehen, eine Welt, die im hessischen Örtchen Olfelden

ihren Anfang nimmt und von hier aus immer mächtigere Jahresringe ansetzt. Alles ist Sprache und nur als Sprache möglich: „Adam erinnerte sich an Evas Schultern, an die sanfte gespannte Haut / ihrer Schultern, alles vor der Verderbnis, als die Wörter / noch aus Erde waren, also alles“. Wer möchte da nicht zurück ins sprachgeschaffene Paradies?

Eine Woche lang präsentieren Dichter aus aller Welt die ganze Bandbreite moderner Lyrik

Besser lässt sich ein Lyrikfestival nicht eröffnen als mit solch wortverschwendischer Dichtung. Mit Böhmer ging das von der Berliner Literaturwerkstatt organisierte Poesiefestival in seine 15. Auflage. Dichter aus aller Welt kommen für eine Woche zusammen und zeigen, welche enorme Bandbreite moderne Lyrik besitzt. Der Eröffnungsabend brachte das in komprimierter Form zum Vorschein. Der Titel ist Pro-

gramm, wie Moderatorin Insa Wilke erläuterte: „Weltklang“, das meint nicht einfach nur, die Welt nach ihren Klängen hin zu untersuchen, sondern die Sprache als das Medium zu begreifen, das diese Klänge erzeugt und in ihrer Vielstimmigkeit Welten erschafft. 90 Prozent der Texte seien eigens für dieses Ereignis geschrieben worden, sagt Festivaldirektor Thomas Wohlfahrt. Das aber ist hoffentlich Unsinn, denn gute Lyrik wird nicht für Festivals geschrieben, sondern entsteht, weil sie entstehen muss.

Die von Wohlfahrt ebenfalls beschworene politische Dringlichkeit immerhin lösten die Südafrikanerin Philippa Yaa de Villiers und der brasilianische Rapper Criolo ein – jedoch auf Kosten der formalen und sprachlichen Möglichkeiten. Reizvoller waren da die rätselhaften Ich-Umkehrungen und Identitäts-Auslöschungen der Amerikanerin Alice Notley, die mit mehreren Stimmen vom Band übereinandergelegten, dunkel-hermetischen Sprachfugen von Anja Utler, oder die gespen-

stisch eindimensionalen, antikapitalistischen und antipatriarchalen Pamphlete der Dänin Ursula Andkjær Olsen, hervorgerasteten mit einer hellen, fast unangelegentlich schrillen Stimme. Ein Höhepunkt

Die fremdeste Erscheinung aber war der schamanenhafte Ko Un aus Südkorea

sicher der Auftritt des sehr dicken, mit Basecap und grob gestricktem Ringelpullover standesgemäß gekleideten Australiers Les Murray, der die seltene Gabe besitzt, über sich selbst und seine Dichtung in kicherndes Gelächter verfallen zu können. Bei ihm ist zu erleben, wie Landwirtschaft zu Poesie wird, ein wunderbares Milchkuh-Gedicht etwa, das er fast entschuldigend einführt: Er könne nichts dafür, er sei nun mal mit Milchkuhen aufgewachsen.

Die seltsamste und fremdeste Dichtererscheinung aber war der 1933 geborene Süd-

koreaner Ko Un, eine der wichtigsten Stimmen seines Landes. Im Folder mit den deutschen Übersetzungen der stets in Originalsprache vorgetragenen Texte waren seine Gedichte nur wenige Zeilen lang und lasen sich wie haikuhaft auf den Augenblick und die einzelne Sache hin verknappte Stimmungsmomente: „Die Sonne geht unter. Mein Wunsch: Unter dem kugelrunden Vollmond ein Wolf zu werden.“

Im Vortrag aber wuchsen die knappen Verse dann zu Langgedichten an, die alle Formen sprengen wollten und nur noch aus Lauten bestanden; Ko Un schrie und sang und flüsterte, er winselte, bog sich und heulte tatsächlich wie ein Wolf, als fände da eine Dämonenbeschwörung statt. Die Elemente brausten unmittelbar durch ihn hindurch. Der Dichter als Medium, als Schamane, schien mit anderen, unsichtbaren Welten Kontakt aufzunehmen. Das Publikum nahm es stauend und ergriffen zur Kenntnis: „Unter dem Himmel mit seinen vereinzelt Wolken / hier und da und dort: Narren.“ **JÖRG MAGENAU**